



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Marbach, Hans: Konrad Fiedler : ein Lebensbild

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Konrad Fiedler

Ein Lebensbild von Hans Marbach

Ein treuer Freund tot! nichts auf Erden sonst,
Was eines festgesinnten Mannes Fassung
So ganz verwandeln kann.

Porzia im Kaufmann von Venedig



in Lebensbild will ich entwerfen, noch unter dem betäubenden, fassungraubenden Eindruck des Todes, der jäh, gewaltfam, schrecklich das blühendste Leben vernichtet hat, das geliebte Leben selbst, von dem diese Zeilen ein Bild geben sollen, ein Schattenbild nur, einen schwachen Ausdruck oder Wiederhall der Erinnerung, die in vielen trauernden Herzen noch lange fortleben wird.

Unser naturwissenschaftliches Zeitalter hat die Erkenntnis bis in die weitesten Kreise des Volkes verbreitet, daß es in der Natur keinen Zufall, kein Wunder giebt. Alles bewegt sich, entsteht und vergeht nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen. Wir fürchten nicht, daß die Sonne eines Tages nicht aufgehen werde, oder daß der Mond und die Sterne plötzlich erlöschen oder aus ihren Bahnen weichen könnten, und wenn es auch geschähe, so würden wir doch annehmen, daß es aus bestimmten, gesetzmäßigen, d. h. im Einklang und Zusammenhange mit allen übrigen Naturvorgängen stehenden Ursachen geschehe, und daß der menschliche Geist instande sei, wenn auch erst nach langem Mühen und Forschen, diesen ursächlichen Zusammenhang zu begreifen, d. h. ihn mit dem ihm schon bekannten und nach seinen Ursachen und Wirkungen erforschten wieder in Verbindung zu setzen. An Willkür, Zufall, Unbegreiflichkeit würden wir unter allen Umständen nicht glauben. So geht es in der natürlichen Welt zu, in der uns demzufolge alles weise eingerichtet erscheint.

Aber in der sittlichen Welt, in der der menschliche Wille und die menschliche Vernunft das Szepter führen sollen und wollen, in der es sich um unser Wohl und Wehe, um die niedern und hohen Zwecke des menschlichen Daseins handelt, da kreuzt plötzlich etwas ganz unvorhergesehenes und unvorhersehbares den Weg, den uns die Vernunft gehen heißt, zerstört alle Pläne und Erwartungen, richtet uns selbst und unser Werk zu Grunde. Wenn auch

jedes, auch das sittliche Ereignis, als äußeres, natürliches Geschehen in das Netz des Zusammenhangs aller Dinge verflochten und somit auch in dieser einen Hinsicht ein Werk der Notwendigkeit, nicht des Zufalls ist, so greift doch gerade diese Notwendigkeit, die Natur selbst, in den innern Zusammenhang, in das wohlgeordnete Ganze der Sittenwelt ein, scheinbar ohne allen Zusammenhang, unbegreiflich, wie ein tückischer, läppischer Zufall, unsern unfehlbarsten Berechnungen, unsrer auf die höchsten Ziele gerichteten Thätigkeit hohnsprechend. Wir stehen plötzlich vor etwas unfaßbarem, jeden Widerstand vernichtendem, vor einem blindwaltenden, unerbittlichen Schicksal. Wohl uns, wenn wir uns diesem Furchtbaren gegenüber zu fassen vermögen und noch die Kraft in uns haben, uns auf jene Arche zu retten, an der der Menscheng Geist seit so vielen Jahrtausenden baut, seitdem wir auf dieses Klippeneiland des irdischen Daseins geworfen sind, jeden Augenblick gewärtig, daß uns die rings um uns tosende Flut wieder zurückreißt und verschlingt. Wohl uns, wenn wir die Gewißheit in uns tragen, daß auch das Furchtbarste, was uns treffen kann und getroffen hat, kein Zufall ist.

Dann werden wir auch den Mut finden, unsern Blick wieder abzuwenden von dem Schrecklichen, das ihn bannte und wieder zu verweilen bei den freundlichen Bildern unsrer Erinnerungen, bei dem Guten, das uns begegnet ist, bei dem, was wir begriffen, mitempfunden, geliebt haben. Wir werden den Mut finden, noch unter dem Eindruck des erbarmungslosen Waltens des Todes vom Leben zu sprechen.

Im Jahre 1864 lernte ich Konrad Fiedler in Berlin kennen. Ein gemeinschaftlicher Freund von ihm und mir, der mich gastlich beherbergte, führte mich gleich am Abend des Tages meiner Ankunft bei ihm ein, zu einem fröhlichen Zusammensein mit noch einigen andern Freunden, wie es allwöchentlich in der Wohnung eines von ihnen stattfand. So wurde mir Fiedler gleich von der Seite bekannt, die man am leichtesten zu schätzen geneigt ist, selbst bei denen, die sich der Pflichten des Wirts nicht in so anmutiger und vollkommener Weise zu entledigen imstande sind, als es durch ihn geschah. Es war ein sehr lustiger Abend. Der kleine Kreis, der sich hier zusammengefunden hatte, bestand aus lauter jungen Männern in gleichem Alter, Studenten in höhern Semestern, und man konnte sie nicht nur in jeder Beziehung hoffnungsvoll nennen — das ist ja die Jugend mehr oder weniger immer —, sie gehörten auch zu der geringen Zahl der Ausgewählten, die mit dem, was sie schon in der Gegenwart haben, recht zufrieden sein können, junge Leute, die, wie man sich damals studentisch ausdrückte, sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Väter gewesen waren und sich demgemäß in der Lage befanden, die Freuden der Jugend im reichsten Maße zu genießen. Dazu auch alle von der Natur körperlich und geistig wohl ausgestattet und durch eigne Vernunft und Erziehung so geschult, daß sie auch ihren Genüssen die nötigen Schranken zu

setzen wußten und die ernstern Ziele, die sie verfolgten, nie aus den Augen ließen.

Der am meisten mit Glücksgütern gesegnete in diesem erlesenen Kreise war damals Konrad Fiedler. Er hatte, was ja ein seltener Fall ist, schon als zweiundzwanzigjähriger Student die freie Verfügung über ein bedeutendes Vermögen, das bald noch durch eine Erbschaft, die ihm von einem Oheim zufließ, vermehrt wurde, sodaß seine Freunde von wahren Unsummen fabelten, die ihm zu Gebote stünden. Mancher von ihnen hätte wohl auch schon damals, wenn er sonst gewollt hätte, erzählen können, einen wie edeln Gebrauch Fiedler von seinem Gelde machte.

Von diesem Abend an durfte auch ich mich als ein Mitglied des engern Freundeskreises betrachten, und besonders schloß ich mich an Fiedler an, dem ich äußerlich in manchen Beziehungen, schon dadurch, daß wir beide unsre Familien in Leipzig hatten, näher stand als den andern.

Vor allem aber fühlte ich mich durch gleiche Geistesrichtung mit ihm verbunden. Ich war zwar nur Philosoph, d. h. ich hatte — obwohl ich mich schon, wie Faust, Doktor und „Magister gar“ nennen durfte — eigentlich nichts rechtes gelernt, während er, als dicht vor dem Examen stehend, mit Eifer das juristische Studium betrieb. Aber er war durchaus nicht, wie es viele Juristen schon als Studenten sind, einseitig und wissenschaftlich exklusiv, sondern nahm aufs lebhafteste teil an allen höhern Lebensinteressen. Er hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und zugleich eine seltne Weltbildung in dem gastfreien Hause seiner Mutter, das besonders während ihres allsommerlichen Landaufenthalts auf ihrem Rittergute Crostewitz bei Leipzig eine mächtig anziehende, von nah und fern mit Freuden aufgesuchte Stätte der auserwähltesten Geselligkeit war. Als Erbteil einer edeln Mutter hat Fiedler diese Freude am Verkehr mit Menschen, diese Gastlichkeit sein ganzes Leben über bewahrt; sie bildete die Grundlagen seines großen, segensreichen Wirkens. Denn er hatte zugleich die seltner Eigenschaften, die dazu gehören, im Verkehr mit den Menschen durch die getroffene Auswahl und den Einfluß, den man in dem erwählten Kreise ausübt, nicht nur den höchsten Genuß zu finden, sondern auch den höchsten Nutzen aus ihm zu ziehen.

Vor allem kam ihm dabei sein wunderbares Temperament zu statten. Mit dem heitersten, sonnigsten Gemüt verband er einen für seine Jahre ungewöhnlichen Ernst, der vielleicht die Folge des frühen Verlustes seines geliebten Vaters war. Ich habe Fiedler nie ausgelassen, aber auch nie — mit Ausnahme eines einzigen Falles — niedergeschlagen gesehen. Selbst schmerzhafteste, anhaltende Körperleiden ertrug er mit bewunderungswürdiger Geduld und guter Laune, und ich wußte nichts, was imstande gewesen wäre, ihn von der Beschäftigung mit geistigen Interessen und von dem Gedankenaustausch über solche zurückzuhalten.

Die erste Periode unsrer Freundschaft, wie ich mein Verhältnis zu ihm schon damals nennen durfte, dauerte nicht lange. Schon nach ungefähr zwei Monaten verließ ich Berlin, um nach kurzem Aufenthalt in Leipzig wieder auf Reisen zu gehen. Als ich nach Ablauf eines Jahres nach Leipzig zurückkehrte, fand ich Fiedler dort vor. Er hatte inzwischen sein erstes juristisches Examen bestanden, war zum Doctor u. j. promovirt worden und schickte sich eben an, in das Bureau eines Rechtsanwalts einzutreten, um die juristische Praxis kennen zu lernen. Ich erinnere mich nicht, ob er dabei die bestimmte Absicht hatte, später eine juristische Laufbahn einzuschlagen. Ins Auge gefaßt hatten er und seine Familie diese Berufswahl jedenfalls, und Fiedler hatte sich, in dem strengen Pflichtgefühl, das ihm eigen war, mit Eifer und Fleiß der Vorbereitung für diese Lebensaufgabe gewidmet, aber wohl ohne schon fest entschlossen zu sein, sie ernstlich zu ergreifen. Nur wollte er, nachdem er geprüft worden war, selbst erst prüfen, wie weit ihm die Laufbahn zusagen würde.

Ich brachte dem Freunde, den ich alsbald nach meiner Rückkehr aufsuchte, von meinem Ausfluge drei Neuigkeiten mit, zwei litterarische und eine, die ich nicht gleich rubriziren kann. Die litterarischen Neuigkeiten, d. h. Neuigkeiten für ihn, waren die Dichtungen Alfred de Mussets und die Philosophie Arthur Schopenhauers. Mussets Name war natürlich in Deutschland bekannt, dafür hatte schon die Heiniſche Muse gesorgt, die den Dichter als „der Alfred de Musset der Gassenbub“ bei uns eingeführt hatte, eine poetische Lizenz, die der berühmte Satiriker dadurch wieder gutmachte, daß er in seiner Abhandlung über die französische Litteratur den Gassenbuben als den größten lebenden Dichter der Franzosen bezeichnete. Das hinderte aber nicht, daß die Werke Mussets noch sehr wenig gekannt und, meines Wissens, öffentlich noch gar nicht besprochen worden waren. Die Philosophie Schopenhauers fing zu dieser Zeit auch erst an, über den Kreis einer kleinen Gemeinde hinaus Beachtung zu finden. Diese beiden ihm neuen litterarischen Erscheinungen, die unnachahmliche und noch nie dagewesene Leichtigkeit, Klarheit und Anmut, mit der beide, der Dichter wie der Philosoph, die tiefsten und schwierigsten Probleme des menschlichen Denkens behandelt hatten, waren dazu angethan, den Freund ganz anders zu interessiren als seine dormalige juristische Praxis. Er geriet in einen wahren Enthusiasmus, und die unter diesem Einfluß angestellten Erwägungen mochten ihn endgiltig bestimmen, nicht in die Verfolgung einer juristischen Laufbahn seinen Lebenszweck zu setzen, sondern sich ganz dem Studium der Philosophie und der Beschäftigung mit der Kunst, die ihn beide schon längst mächtig angezogen hatten, zu widmen und sich einen dem entsprechenden Wirkungskreis zu schaffen. Nach Absolvirung seines „praktischen Jahres“ ging er an die Ausführung dieses Vornehmens und begab sich, um mit dem Lesen zugleich das Sehen zu verbinden, auf Reisen, zunächst nach

Paris. Denn die dritte Neuigkeit, die ich ihm mitgebracht hatte, war die Schilderung des Eindrucks gewesen, den Paris auf mich gemacht hatte, das er noch nicht kannte. Und so lockte es ihn vor allem dorthin, um zunächst an der vornehmsten modernen Kulturstätte einen längern Aufenthalt zu nehmen. Spätere Reisen führten ihn auch zu den Kulturstätten des Altertums, namentlich zu denen, die sich um das Mittelmeer gruppieren, nach Spanien, Ägypten, Syrien, Palästina. Dauernder verweilte er verschiednemal in Italien, erst in Rom, später in Florenz.

In den Jahren 1868 bis 1872 hatte ich noch einmal das Glück, längere Zeit mit ihm zusammen im vertrautesten persönlichen Verkehr in Berlin zu leben. Es hatte sich wieder ein kleiner Freundeskreis gebildet, der aber doch noch durch wichtigere und klarer erkannte Ziele verbunden war, als der noch jugendlichere und harmlosere Kreis, in dem ich ihn kennen gelernt hatte.

Nach seiner Verheiratung im Jahre 1875 ließ sich Fiedler zunächst in Berlin nieder und siedelte dann dauernd nach München über, der Heimat seiner Gattin.

Diese kurzen Angaben über den äußern Lebensgang Fiedlers und über meine persönlichen Beziehungen zu ihm mögen genügen. Ich will mich nun zu der Hauptaufgabe wenden, die ich mir gestellt habe: ein, wenn auch nur unvollkommenes, so doch möglichst getreues Abbild des Wesens und Wirkens eines der edelsten, begabtesten Menschen zu geben.

Seine Reisen, besonders sein erster längerer Aufenthalt in Rom hatten Fiedler in persönliche Berührung mit einigen jungen Künstlern gebracht, die er in den schwierigen Anfängen ihrer Laufbahn ermutigte und unterstützte. Diese Entwicklung vom Kunstfreunde zum Künstlerfreunde, die eine ihn immer mehr in Anspruch nehmende, aber mit steter Freudigkeit und aufopfernder Liebe von ihm erfüllte Lebensaufgabe für ihn wurde, hat ihm mit Recht den Ruf eines Beschützers von Kunst und Künstlern, den Namen eines Mäcen eingetragen.

Ein kurz nach seinem Tode in der Frankfurter Zeitung erschienener Aufsatz von Wilhelm Borte hat ihn in dieser Eigenschaft, sowie auch als Kunstschriststeller so vortrefflich charakterisiert und gewürdigt, daß ich eigentlich nichts besseres thun könnte, als diese meisterhafte Skizze hier wiederzugeben. Doch möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, mit andern Worten manches schon in jenem Aufsatz enthaltene zu wiederholen, meine eigne Auffassung darlegen. Es läßt sich ja auch noch viel zur Ergänzung und Erläuterung jener kurz gefaßten Charakteristik hinzufügen.

Alle Schwächen, die dem landläufigen Mäcenatentum anzuhaften pflegen, waren der Art, wie sich Fiedler dieser Aufgabe unterzog, fremd. Sein Verhältnis zum Künstler war nicht das des Dilettanten, der den Umgang mit Künstlern sucht und sich etwas kosten läßt, um sich selbst als Künstler zu fühlen. Es war auch nicht das Verhältnis des reichen Genußmenschen, für

den die Beschäftigung mit der Kunst nichts weiter ist als eine Unterhaltung und Zerstreuung in müßigen Stunden, und der in dem Künstler selbst, der ihm dieses Vergnügen verschafft, eben auch nur einen von den vielen sieht, die für seine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit arbeiten, nur daß er diesem die Ehre erweist, ihn von Zeit zu Zeit an seine Tafel zu ziehen, mehr um mit seiner eignen Liberalität zu prunken, als um dem Künstler ein Vergnügen zu machen. Fiedlers Verhältnis zu denen, die er förderte, war nicht — aber wie viel könnte man noch sagen, was es nicht war. Ich habe ja hier keine Anklageschrift zu schreiben; also genüge es, zu sagen, daß sich in dieses Verhältnis kein egoistisches Motiv, keine unlautere Nebenabsicht mischte. Um es auf die kürzeste Formel zu bringen: er war der Freund derer, die er als Künstler beschützte.

Was das zu bedeuten hat, darüber wird man sich klar werden, wenn man bedenkt, in welcher unsichern Lage sich der Künstler der Welt gegenüber befindet.

Wer sich der Kunst widmet, der scheidet gewissermaßen aus der bürgerlichen Gesellschaft aus, weil er sich der Hauptverpflichtung entzieht, die diese ihren Mitgliedern auferlegt: in erster Linie darauf bedacht zu sein, für ihren und ihrer Angehörigen Lebensunterhalt zu sorgen, oder, wenn das nicht nötig ist, doch überhaupt etwas nützlichcs zu thun, um ihren Platz am Lebenstische zu verdienen. Es heißt nun zwar: die Kunst geht nach Brot, aber dieses Brot ist nicht ein im eigentlichen Sinne verdientes, sondern, um es kurz und deutlich zu sagen, ein Bettelbrot. Eine harte Wahrheit, die auch in dem Sprichwort ihre Ausprägung erhalten hat: Kunst braucht Gunst. Soviel auch der Künstler arbeiten, ja soviel Erfolge er auch erringen mag, immer ist das, was er hervorbringt, nichts im eigentlichen Sinne nützlichcs, sondern ein völlig entbehrliches, ein Luxus, und er hat daher keinen strikten Anspruch auf ein Entgelt für seine Leistungen, er ist auf das angewiesen, was ihm die Großmut oder — die Filzigkeit derer, die an seinen Werken Gefallen finden, dafür zuzuwenden beliebt, auf ein Honorar, das eben — und leider oft genug nicht nur im eigentlichen, tiefem Sinne, sondern auch nach der allgemein angenommenen Bedeutung des Wortes — ein Bettellohn ist. Dieser nicht wegzuleugnende und nicht zu beseitigende Umstand ist es, der der Künstlerwelt, die sich im Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft gebildet hat, der Bohème, ihren Stempel aufdrückt. Es ist eine Welt für sich, eine Welt der Geächteten und Gemiednen. Geächtet, denn man verachtet sie wegen ihrer offenbaren Vernachlässigung einer anerkannten Hauptpflicht; gemiednen, weil jeder, der mit ihr in allzu nahe Berührung kommt, die nicht unbegründete Sorge hegen muß, früher oder später doch einmal finanziell von ihr in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Daß dieses Geächtet- und Gemiedensein von jedem Injassen dieses Wunderhofs empfunden wird und in stande ist, ihm

manche bittere Stunde zu bereiten, ist ja schon schlimm genug. Schlimmer ist, daß er von diesem Mißtrauen, das andre gegen ihn hegen, oft selbst angesteckt wird. Denn der Leichtsinn und der „Künstlerstolz,“ die er dem allgemeinen „Vorurteil“ entgegenstellt, sind in der Regel nur Maske. Im Innersten muß er den Leuten Recht geben und sich immer sagen, daß er doch einen verzweifelt gefährlichen Weg geht, selbst wenn das, was er sein Talent nennt, das, was ihn zu dem gewagten Schritt bewogen hat, nicht ein Hirngespinnst sein sollte. Und wirklich, kann er es denn wissen, ob er Talent hat, ehe er noch das geleistet hat, was trotz alles Talents doch nur der angestrengteste Fleiß in Verbindung mit noch allen möglichen Umständen zu leisten imstande ist? Kann er es denn wissen, selbst wenn er endlich etwas geleistet hat, was er für gut halten muß auch bei der strengsten Selbstprüfung, solange es noch andre nicht für gut halten? Er weiß ja von so vielen seiner Kollegen, die sich einbilden, oder wenigstens andern die Einbildung beibringen möchten, daß sie Meister seien, während sie doch offenbar nur Stümper sind. Also Anerkennung, Erfolg! Und solange diese fehlen, das niederdrückende Bewußtsein, daß alles, was er auch leisten mag, nicht den Wert einer Stecknadel hat, und daß er selbst in den Augen der Welt und in seinen eignen nicht viel besseres ist als ein elender Hungerleider und Tagedieb.

Sa giebt es nicht sogar solche, denen selbst der Erfolg, der Beifall, den sie bei andern finden, nicht über diesen Zweifel am eignen Talent hinweghelfen kann? Nun, sie gehen wenigstens nicht an äußerem Mangel zu Grunde, wie die armen Erfolglosen, die Verkannten, wie man sie spöttisch nennt. Aber die Welt hat kein Mitleid mit ihnen. Warum setzen sie sich leichtsinnig der Gefahr aus? Wer zwingt sie dazu? Niemand. Aber wenn keiner den Mut oder den Leichtsinn hätte, sich in diese Gefahr zu begeben, so hätte die Menschheit auch keine Kunst, nicht einmal einen Dilettantismus, denn dieser ist ja nur ein Schmarozergewächs, das seine Nahrung aus dem großen saftstrogenden Baume der Kunst zieht. Die Errungenschaften der Kultur kosten Menschenopfer so gut wie die Kriege mit den Waffen. Ehrt nicht nur die Überlebenden, beklagt auch die Gefallenen!

Man kann sich wohl vorstellen, was es für einen solchen Ausgestoßenen, der sich in dem heißen Kampf ums Dasein abarbeitet, bedeutet, einen zu finden, der sich seine Not zu Herzen nimmt, nicht nur die äußere, sondern auch die innere Not, der erkennt, was er will, ihn ermutigt, sein Selbstvertrauen befestigt, seine Bestrebungen nach allen Richtungen hin fördert, mit einem Worte: einen Freund.

Fiedlers tiefes Verständnis für die Individualität des Menschen, diese höchste ihm angeborne Begabung, sie war es, durch die er vor allem in seinem Verkehr mit Künstlern eine so segensreiche Wirkung ausübte. Denn in der Individualität wurzelt ja das Schaffen des Künstlers. Jeder Maler malt

sich selbst, sagt Michelangelo. Dieses fein geistige Ich, das das Ideal in sich trägt, diese ihm angeborne Harmonie, oder den Sinn für die Harmonie, die in der Welt liegt und von denen nicht wahrgenommen wird, deren Ohr nur für Nebengeräusche empfänglich ist, diese völlige Hingebung an die Natur, für die allein die Welt der Erscheinungen kein Chaos, kein Rätsel ist, mit einem Worte, diese feine Weltauffassung zum entsprechenden Ausdruck zu bringen, ist vor allem das, was dem Künstler obliegt. Dadurch allein ist er etwas für die Menschheit, bereichert er sie um etwas, das überflüssig sein mag, aber der köstlichste, edelste Luxus ist, den die Kulturarbeit hervorbringt. In dieser Individualität sah sich der Glückliche, der Fiedler begegnete, begriffen und gewürdigt.

So bestand denn auch der Nutzen, den er seinen Künstlerfreunden brachte, in erster Linie wesentlich in einer innerlichen Förderung. In dem erwähnten Aufsatz von Wilhelm Porte heißt es ganz richtig: „Es kam ihm nicht in den Sinn, die Künstler, mit denen er in Verbindung stand, irgendwie beeinflussen zu wollen; daß sie sich im geringsten nach ihm zu richten hätten, nach seinen Wünschen, Neigungen, Ansichten, das war in diesen Verhältnissen durchaus ausgeschlossen. Er war überzeugt, daß dem Mäcen ganz und gar die Rolle des Empfangenden zukomme, daß er einzig die Künstler in die Möglichkeit zu versetzen habe, so zu arbeiten, wie es ihnen selbst am tauglichsten erschien!“ Fiedler war weniger ein beratender als ein erratender Freund. Aber desto größer war sein ungesuchter Einfluß auf das Schaffen seiner Freunde. „Ein solcher ungesuchter Einfluß, sagt Goethe, entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begreifen, sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen, die wissen, wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die euch zuhören, daß der zur Ausführung nötige Mut aus dem Anteil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt,“ diese, fügen wir hinzu, werden auch begreifen, welchen großen, segensreichen Einfluß Fiedler auf das künstlerische Schaffen seiner Freunde haben mußte. Es war seine Liebe zur Kunst, die ihn dazu befähigte; diese selbstlose Hingebung an eine Sache, die alles Große im Menschen hervorbringt. Und er liebte die Kunst, wie er die Natur liebte, mit derselben scheuen Ehrfurcht vor ihren Werken, ohne je auf die vermessene Idee zu kommen, da eingreifen und vorgreifen zu wollen. Er ehrte den künstlerischen Genius als die höchste Gabe, die der Mensch von Gott empfangen hat, freute sich seines Schaffens, ohne den Ehrgeiz oder die Eitelkeit zu haben, anders dabei thätig zu sein, als es ihm seine eigne Begabung und seine Mittel erlaubten. Es war in ihm nicht eine Spur von Dilettantismus, deshalb stand er dem künstlerischen Schaffen und den schaffenden Persönlichkeiten so durchaus neidlos, so objektiv gegenüber.

Daß er im mündlichen Verkehr mit Künstlern oft in der Lage war, seine Ansichten über Kunst und Kunstschaffen im allgemeinen auszusprechen und so dem, der hören wollte, für das eigne Denken und Schaffen Fingerzeige zu geben, versteht sich ja von selbst. Und er zögerte auch nicht, wenn er gefragt wurde, sein Urteil über Ansichten und Leistungen seiner Freunde auszusprechen. Aber er that es stets in der zurückhaltendsten und, wenn das Urteil kein ganz billiges sein konnte, in der schonendsten Art, schon deshalb nicht verlegend, weil er stets streng sachlich und — richtig urteilte. Richtig, indem er immer nur auf das drang, was der Künstler selbst wollte. Fiedler führte den Freund immer wieder zu dem zurück, was dieser selbst erstrebte, wenn er, was ja so oft geschieht, verleitet von Ehrgeiz, von Not, von den vielen falschen Anforderungen, die an die Kunst und an die Künstler gestellt werden, etwas unternommen und gethan hatte, was gegen seine eigne bessere und wahre Natur gerichtet war.

War Fiedlers Wirken für seine Schützlinge nach dieser innerlichen Seite hin einzig in seiner Art und nur einer so hochbegabten Persönlichkeit möglich, so zeugt das, was er äußerlich that, um die Künstlerlaufbahn seiner Freunde zu ebnen, von einer unendlichen Herzensgüte und wird auch von denen bewundert werden, die für seine hohen geistigen Absichten weniger Verständnis haben. Er setzte seine Freunde nicht nur zeitweilig — und manchmal viele Jahre hindurch — in den Stand, ohne jede Rücksicht auf den materiellen Gewinn zu arbeiten, und zwar so, daß dabei auf ihre Wünsche und Bedürfnisse in jeder Weise Rücksicht genommen wurde — seinem Freunde Marées z. B. ließ er nach dessen Angaben ein eignes Atelier bauen, um das jeder Maler den Glücklichen hätte beneiden können —; er kaufte ihnen nicht nur von ihren Werken ab, so viel als ihm seine Mittel erlaubten, und machte diese Werke dem Publikum zugänglich; er war auch unablässig bemüht, daß ihre künstlerischen Persönlichkeiten und die Ergebnisse ihres Schaffens überhaupt in allen maßgebenden Kreisen bekannt und anerkannt würden. Er veranstaltete oft mit sehr bedeutenden Kosten und großen Bemühungen öffentliche Ausstellungen ihrer Werke, schrieb selbst Zeitungsartikel über sie und suchte auch andre Kunstverständige zu Kundgebungen über sie zu veranlassen. Auch wandte er seine weitreichenden Verbindungen an, um den Ankauf ihrer Werke in Museen und Galerien zu befürworten, nötigenfalls mit sanfter Gewalt durchzusetzen. In seine Fürsorge für das Streben und die Lebensarbeit seiner Freunde erstreckte sich noch über ihr Grab hinaus. Wenigstens war das der Fall bei dem einzigen, dessen Name hier als einer der Schützlinge Fiedlers genannt sein soll — eben weil er schon verstorben ist —, bei Hans von Marées. Fiedler schuf dem Freunde ein dauerndes äußeres Erinnerungszeichen, indem er seine Grabstätte zu Rom durch ein Marmordenkmal schmücken ließ: ein in antiker Weise gearbeitetes Relief nach einem Entwurf von Adolf Hilbrand, ausgeführt

von Arthur Volkman. Ein Genius leitet die Idealgestalt des Verklärten zu einer Göttin, die ihm den Kranz reicht, nach dem der Künstler im Leben vergeblich gestrebt hatte. Daß aber auch die Ergebnisse dieses Strebens selbst nicht der Vergessenheit anheimfallen und noch nach des Meisters Tode segensreich wirken sollten, war Fiedlers andre Sorge, die er in der rührendsten und großartigsten Weise bethätigte. Nachdem er nach langen und peinlichen Unterhandlungen mit den Erben des Malers dessen gesamten Nachlaß an sich gebracht hatte, veranstaltete er noch einmal eine Ausstellung und schenkte ihn dann dem bairischen Staate. Die vorzüglichsten Werke ließ er photographisch vervielfältigen und die gesammelten Exemplare an Akademien und einzelne Kunstverständige verteilen. Als Kommentar zu dieser Sammlung verfaßte er selbst eine größere Schrift, in der die Persönlichkeit und das Wirken Marées in der liebevollsten und eindringendsten Weise charakterisirt sind.

Und zu alledem kam, daß ihm die Erfüllung seiner Freundespflichten, die er sich selbst auferlegte, manchmal recht erschwert wurde, und zwar meistens von denen selbst, denen er seine Fürsorge widmete. Es wurden an seine Opferwilligkeit von der Naivität einzelner seiner Künstlerfreunde, die den Wert äußerer Mittel um so weniger zu schätzen wußten, je weniger sie sich um deren Beschaffung zu kümmern brauchten, oft unerhörte Anforderungen gestellt. Es bereitete ihm Schmerz, das Geforderte nicht gewähren zu können. Sagte er sich doch, daß ein solches Zurückweisen, je gerechtfertigter es war, die Betroffenen verstimmen müsse und vielleicht den segensreichen Einflang stören würde, der zwischen ihm und ihnen bestand. Er that alles, was er nur thun konnte, um einer solchen Störung vorzubeugen oder sie wieder zu beseitigen, wenn sie nicht zu beseitigen gewesen war. Mit wahrhaft erhabener Selbstverleugnung zog er die wieder an sich, die sich in Selbstverblendung von ihm losreißen wollten. „Was soll denn ohne mich aus ihnen werden?“ sagte er dann. Und sie mochten wollen oder nicht, er sorgte und mühte sich weiter für sie.

Zum Schluß will ich nur noch flüchtig darauf hinweisen, wie mancherlei Verdienste sich Fiedler auch um die Förderung des Kunstinteresses und Kunstverständnisses im allgemeinen erworben hat. Namentlich sei hier hervorgehoben, daß ihm auch das Leipziger Museum wertvolle Zuwendungen verdankt; wie er denn überhaupt stets regen und sich in Rat und That mannigfach bethätigenden Anteil an dem Kunstleben unsrer Stadt nahm. Ehrgeiz lag ihm auch bei diesen Bestrebungen ganz fern. Es ist ihm wiederholt nahe gelegt worden, Ehrenbezeugungen anzunehmen. Er lehnte es ab — nicht aus falscher Bescheidenheit. Er wußte, was sein Thun wert war. Aber äußere Ehren schienen ihm kein angemessenes Entgelt für das, was er that. Wenn er dafür einen andern Lohn im Auge hatte, als den, den das eigne Bewußtsein gewährt, so war es nur der, daß sein Wirken auch von andern in richtiger Weise gewürdigt würde. Offenbarer Undank, ein gecliffentliches Verschweigen seiner

Verdienste, wo sie nach Lage der Sache erwähnt werden mußten, betrübt ihn. Je weniger er, aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit, von seinem Wirken öffentlich Aufhebens machte, desto berechtigter glaubte er sich, in der Öffentlichkeit nicht von andern übergangen zu werden. Jeder, auch der Edelste und Uneigennützigste, wird so fühlen; auch Bismarck hat bekannt, daß er „Wert auf eine gute Grabchrift lege“ und sich über jedes Zeugnis freue, das ihm beweise, daß er seine Sache den Menschen zu Danke gemacht habe. Und es ist ja auch im Interesse der Menschheit selbst, zu zeigen, daß sie anerkennt, was einer für sie thut.

(Schluß folgt)



Alte Leute

Von Wilhelm Berger



Es ist sonderbar, daß niemand gern etwas vom Alter hören mag, sogar der kaum, der das Glück hat, alt geworden zu sein. Und doch möchte jeder alt werden, und wer es ist, möchte es in den meisten Fällen noch recht lange bleiben.

Am wenigsten ist es der Jugend zu verdenken, wenn sie es durchaus ablehnt, sich vorzustellen, wie ihr einst im Schnee des Alters zu Mute sein möchte. Auch würde das ein vergebliches Bemühen sein: kein Zwanzigjähriger kann das Wesen eines Siebzigjährigen ergründen. In den fünfzig Jahren, die zwischen beiden liegen, vollzieht sich ein vollständiger Wechsel der Beweggründe, aus denen die Handlungen entspringen. Und noch weit mehr: in dieser langen Zeit haben sich die Fäden, die der Geist aus den Eindrücken von außen spinnst, und woraus er, stets geschäftig, das Gewebe seiner Weltanschauung herstellt, dermaßen vervielfältigt und verfeinert, daß zwar das Muster deutlich bleibt, aber die Art seiner Entstehung nicht durch das schärfste Mikroskop nachweisbar sein würde. Des Säuglings Ansichten und Meinungen waren wie eine Schrift auf der Gehirntafel, die sich ändern, die sich löschen ließ; man konnte fast immer erkennen, wer sie geschrieben hatte. Ganz anders die des Greises: sie stehen wie in Stein gemeißelt; sie liegen über dem Mark wie die Borke um einen alten Stamm. Woher sie ihm gekommen sind, vermag er nicht zu sagen, er empfindet sie nur noch als die seinigen; wer sie antastet, befiehlt seine Persönlichkeit, bestreitet seine Daseinsberechtigung.